

# Dem Erfolg folgte die Verfolgung

**Theatermuseum.** Auf einem Erinnerungspfad durch das Palais Lobkowitz kehren von den Nazis vertriebene Akteure der Wiener Kulturszene aus der Vergessenheit zurück.

VON MICHAELA SCHLÖGL

Als Marie-Theres Arnbom, Direktorin des Wiener Theatermuseums, im Jänner dieses Jahres an einer Uni-Veranstaltung zu ihrem Herzenthema, ausgelöschtes jüdisches (Kultur-)Leben, als Gast teilnahm, entstand eine spontane Idee: Gemeinsam mit Birgit Peter und Theresa Eckstein vom Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaften schmiedete man ein Interventionsprojekt wider das Vergessen. Studenten recherchierten „in den Archiven des Theatermuseums und der Theaterwissenschaft, die ohnehin verschränkt sind“, erklärt Arnbom. Wiederaufgelebt sind so 14 Biografien jüdischer Kunstschaffender, die, so das Motto, Beweise liefern für die „Gleichzeitigkeit von Erfolg und Verfolgung“.

Man überlegte ein rasch realisierbares grafisches Konzept: Lebensgroße Pappfiguren repräsentieren die vergessenen Künstler, deren Gesichtszüge allerdings auf verstörende Weise nicht in der Kopfgregion, sondern im Bereich des Rumpfes aufscheinen. Irritation ist durchaus Teil des Figuren-Defiles, das sich vom Stiegenhaus des Palais Lobkowitz bis in die Schauräume zieht. Arnbom: „Wir haben hier gerade eine Ausstellung zur Dynastie der Marischkas laufen. Da passen diese Biografien perfekt hinein, in diese Welt von Operette und Revue.“

## „Jeder kannte jeden“

Trennungen zwischen den Metiers Regie, Journalismus, Schauspielkunst und Gesang sind gar nicht möglich. „In der künstlerischen jüdischen ‚Blase‘ der 1930er-Jahre kannte jeder jeden. Die Namen kommen immer wieder in verschiedenen Zusammenhängen vor“, wissen die beteiligten Studenten zu berichten. Jeder der Pappfiguren ist eine Zeitungs Doppelseite im Stil der 1930er-Jahre zugeordnet, in der die Persönlichkeit in Form von Interviews oder Reportagen vorgestellt wird. Der Besucher kann sich anstelle eines Katalogs ein individuelles „Wiener illustriertes Blatt für die kosmopolitische Welt“ zusammensetzen – ein Tribut an das analoge Zeitalter. Die Intervention ist aber auch umfangreich digital zu erleben.

Nicht nur die Präsentation schließt ans Heute an. Arnbom: „Welche Aktualität diese Intervention politisch haben würde, das hat uns grausam überrascht.“ Wer sind nun die „erfolgreich Verfolgten“? Menschen, die sich innerhalb eines Kosmopolitismus bewegten, den die Ausstellungsmacher als ebenso aus-



Die Komponistin Camilla Frydan (Porträt aus „Dame“, 1919) [Theatermuseum/Edith Barakovich]

gelöscht empfinden wie die Lebensspuren auf dem Wiener „Walk of Fame“.

Beispielsweise die bildschöne Schauspielerin Lia Rosen, die von Else Lasker-Schüler adoriert wurde und ein Jahr lang als Volontärin bei Max Reinhardt in Berlin engagiert war. Oder die Pianistin, Komponistin und Musikverlegerin Camilla Frydan, die den Bruder Egon Friedells geheiratet hatte. Oder Heinrich Glücksmann, Autor der „Neuen Freien Presse“ und Dramaturg am Deutschen Volkstheater, der Stücken von Arthur Schnitzler und Stefan Zweig zu Erfolgen verhalf und als überzeugter Pazifist eng mit Bertha von Suttner kooperierte.

Oder Hans Liebstock, ursprünglich deutschnationaler Student, der sich nach dem Engagement durch einen jüdischen

Schriftsteller zu einem Mahner gegen den Antisemitismus entwickelt hatte. Oder die Regisseurin Maria Gutmann, die 1929 ihr Regiedebüt am Raimundtheater erlebte und nach ihrer Heirat in New York gemeinsam mit ihrem Mann die Horch-Literaturagentur betrieb, die unter anderem Thomas Mann, Arthur Schnitzler und Robert Musil vertrat. Verquickungen zwischen prominenten Namen und Vergessenen sind von Figur zu Figur erlebbar.

Man stößt schließlich auch auf Else Feldmann, eine Schriftstellerin mit Fokus auf Sozialkritik. Sie schrieb ein Theaterstück mit dem bezeichnenden Titel „Der Schrei, den niemand hört“.

„Walk of Fame“, Theatermuseum Wien (bis 1. 4. 2024)

# Geschichtsreflexion mit Hitchcock-Zitaten

**Im Kino.** Kaum jemand kannte Timm Kröger, bevor sein Film „Die Theorie von Allem“ zu den Filmfestspielen in Venedig eingeladen wurde. Das Werk besticht durch seinen visuellen Einfallsreichtum.

VON LUKAS FOERSTER

Hunderte, wenn nicht Tausende Tunnel und Bunkersysteme hat die Schweizer Armee im Zweiten Weltkrieg in den Alpen angelegt. Im Ernstfall eines deutschen Einmarschs sollte sich der harte Kern des Heeres in die Felsen zurückziehen und von dort aus die Invasion abwehren. Nun ist es ausgerechnet der Film eines Deutschen, der diesen nie benötigten, aber teilweise noch bis in die Neunzigerjahre in militärische Strategien integrierten Bergfestungen ein fiktionales Nachleben verschafft. Wobei die konkreten baulichen Ursprünge der Felstunnel, die in Timm Krögers „Die Theorie von Allem“ eine wichtige Rolle spielen, ebenso unklar bleiben wie die Identität derer, die sich zum Zeitpunkt der Handlung – womöglich – dort verschanzen.

Der Weltkrieg ist schon eine Weile vorbei: Wir schreiben das Jahr 1962. In den Schweizer Bergen findet ein Physikkongress statt, den auch Johannes Leinert besucht, ein eigenbrütlicher Doktorand, dessen unkonventionelles Dissertationsvorhaben (irgendwas mit Magnetwellen) ins Stocken geraten ist. Der Kongress verläuft gleichfalls nicht wie geplant: Ein mysteriöser iranischer Stargast glänzt durch Abwesenheit, die übrigen Geladenen vertreiben sich die Zeit mit akademischen Eifersüchteleien. Auch Johannes streitet sich mit seinem Doktorvater herum, wirft jedoch außerdem ein Auge auf die Pianistin.

Seinen ersten Flirtversuch schaut sich Johannes aus dem Kino ab, bei Alain Resnais' „Letztes Jahr in Marienbad“. Auch vor Hitchcock-Zitaten schreckt Kröger nicht zurück in einem Film, der mehr wagt als das deutsche Kino im Allgemeinen; der Dinge zusammendenkt, die nicht nur im deutschen Filmschaffen strikt getrennt sind: Geschichtsreflexion und Genre-Thriller, Lust an der Fabulation und einfühlsames Außenseiterporträt. Kaum einer kannte Kröger, bevor er mit dem Film, seinem zweiten, in den Wettbewerb des Filmfestivals Venedig eingeladen wurde. Schön, dass diese Neuentdeckung so sanft und spielerisch daherkommt. Schön auch,



Jan Bülow als Physiker Johannes Leinert in Timm Krögers „Die Theorie von Allem“. [Stadtkino Filmverleih]

dass der Film sich traut, so viel in der Schwelbe zu belassen, nicht zuletzt die Frage, wie ernst das alles zu nehmen ist. Vielleicht gibt ja das Thema des Kongresses einen Hinweis: Auch in der theoretischen Physik mag man im einen Moment glauben, festen naturwissenschaftlichen Boden unter den Füßen zu haben, im nächsten landet man bei einer Theorie von allem. Die Raumzeit kollabiert, aber das Gesicht der verflochtenen Geliebten bleibt einem auf ewig im Gedächtnis kleben.

## Figuren ertrinken fast im Schwarz

Was „Die Theorie von Allem“ zu einem Unikat macht, ist sein visueller Einfallsreichtum. Fast jeder Szene fügen Kröger und sein Kameramann, Roland Stuprich, eine optische Idee hinzu, die einen tiefer hineinzieht. Mal setzen sich die Muster von Wolkenschlieren in Johannes' Bettdecke fort, mal evoziert dichter Schneefall die Materialität alten, beschädigten Filmmaterials. Die Innenszenen sind oft dunkel, in den breiten Cinemascope-Bildern ertrinken die weich konturierten Figuren fast in einem Meer von Schwarz. In den Außenszenen öffnet sich eine rätselhafte Weite. Die schneebedeckten Berge wie auch die verwaschenen Lichtspiele am Himmel wirken einerseits erhaben, andererseits haben sie etwas Künstliches an sich. Die Natur scheint wie eine Theaterkulisse: Ein spektakulärer Rahmen für ein Spiel, dessen Regeln keiner der Spieler voll durchschaut.

# Beirut im hohen Norden - und mit neuem Klang

Zach Condon, Sänger der Band Beirut, hat im Dunkel Norwegens wieder Mut gefasst.

VON SAMIR H. KÖCK

Wenn dunkle Wolken aufziehen, zieht es Geplagte für gewöhnlich ans Licht. Nicht so Zach Condon, Mastermind von Beirut, einer Indiepop-Band, die bislang reichlich mit osteuropäischen Klängen experimentiert hat. Nach hartnäckigen Stimmproblemen, die 2019 zum Abbruch einer Tournee führten, suchte sich der in Berlin lebende Amerikaner zum Zwecke der Selbstheilung eine Hütte im hohen Norden Norwegens. Konkret auf der Insel Hadsel, die nur knapp über 8000 Einwohner zählt.

Seinen Aufenthalt plante Condon bewusst im Winter, wenn dort die Sonne kaum je über den Horizont kommt. Kälte, Einsamkeit und Dunkelheit waren ideal für ihn, sein rastloses Musikerleben Revue passieren zu lassen und die richtigen Schlüsse für eine kreative Zukunft zu ziehen. In der wohligh warm geheizten Holzhütte geriet er tatsächlich in eine Art kreative Trance. Prompt tauchte die verloren geglaubte Stimme wieder auf. Und so beeindruckt das nun edierte, sechste Beirut-Album „Hadsel“ mit gänzlich neuem Klangbild. Da begegnen einander frohlockende Waldhörner und ächzende Rhythmen alter Drum-Maschinen, hitzige Trompeten und zarte Ukulelesounds. Über all dem thront der ehrfurchtsgebende Sound der aus dem frühen 19. Jahrhundert stammenden Orgel der lokalen Hadselkirche.

## Die Sorge trägt Sonntagsstaat

Das passt ideal zur nachdenklichen Anmutung der zwölf neuen Lieder. Ihr Melodienkurs ist feierlich und oft von einem unbestimmten Optimismus durchweht. Es sei eine Rückkehr zum sehr persönlichen, ja naiven Musizieren, wie er es in seiner Jugend praktiziert habe, erklärte der 37-Jährige jüngst. Naivität ist eben ein wertvolles Gut, das viel zu leicht aufgegeben wird. Wie schon auf früheren Liedzyklen bricht Condons Faible für Ortsnamen durch. Und doch geben Lieder wie „Spillhaugen“, „Stokmarknes“ und „Hadsel“ eher nur Auskunft über innere Landschaften. Condon kartografiert in diesen zarten Szenarien kleine, aber wirkmächtige Verwerfungen seiner Psyche. Die Sorge trägt Sonntagsstaat.

Der osteuropäische Vibe ist dahin. Das Ätherische und das Erdverbundene sind aber durchaus kein Widerspruch. Etwa in „Island Life“, wo eine recht weltliche Melodie das seelische Bangen fasst. Der Protagonist des Liedes wirft Ballast ab, um einen Punkt existenzieller Leere zu erreichen, von dem aus ein Neustart möglich ist. Das wird mit aller erforderlichen Dringlichkeit gesungen. Wasserperkussion, Glockenspiel und eine einsame Trompete illustrieren die Suche nach einem Kippunkt ins Bessere.

Obwohl Condon viel Trost und Wärme in der menschenfeindlichen Natur des Nordens gefunden hat, zog es ihn zur Fertigstellung von „Hadsel“ dann doch nach Berlin zurück. Ein deutscher Titel sticht aus der Songliste hervor. „Süddeutsches Ton-Bild-Studio“ nennt sich ein schläfriges anmutendes Lied. Es ist der Name einer Bandmaschine, die Condon auf Ebay gekauft hat: „Mir schien der Name passend und auf seltsame Art poetisch.“



Zach Condon im Norden Norwegens. [Lina Gaisser]